

### 3.

## Ludolf Backhuysen.

Ein vlämishes Malerleben.

Es war am 14. Dezember des Jahres 1698. Der Tag war schon gewichen vor dem Alles deckenden Grabeschleier der Nacht; denn es schlug acht Uhr auf dem niedrigen Thurme von Weesp, einem Städtchen, nicht weit von Amsterdam gelegen. Die silberhellen Klänge der Glocke verloren sich in der weiten Luft.

Ein kalter Nordwind blies über die Ebene; die Erde war mit einer dicken Lage Schnee bedeckt, und die Zweige der entlaubten Bäume neigten sich bisweilen vor dem Andrang des Windes.

Einige Reisende, welche sich noch spät auf dem Wege befanden, beschleunigten ihre Schritte, in der Hoffnung, die Stadt noch zu erreichen, bevor die Stadtwache die Thore geschlossen hätte.

Das Krachen ihrer Fußtritte in dem Schnee oder in dem Sande, wovon der Wind hier und da den weißen Ueberzug weggefegt hatte; das letzte Gepolter eines Wagens, der vor einer Herberge stillhielt, das Bellen eines wachsamem Hundes vor einer abgelegenen Wohnung; das entfernte Brausen der See; — das war das Geräusch, welches von Zeit zu Zeit mit dem Säusen des Windes abwechselte.

Beim Lichte des Mondes hätte man, in südlicher Richtung von Weesp, die Hütte des Wölfefängers Backhuysen, eines berühmten Jägers des Kantons, wahrnehmen können.

Es war eine kleine, hinfällige Wohnung, aus rohen Balken zusammengefügt, und dessen Wände aus Reisholz und Lehm gefertigt waren. Aufgeführt auf dem Abhange eines Hügel's zur Seite des Weges, der

nach Amsterdam führt, schien die Hütte jedesmal hinabzustürzen, wenn ein Windstoß an derselben vorbei sauste.

In dieser verfallenen Stätte, welche bei jedem heftigen Gausen des Windes erbehte, saß ein Jüngling allein und traurig vor dem Herd, auf welchem das Feuer, das durch Weiden- und Tannenzweige brannte, seine knisternden Funken in die Höhe warf.

Der unstäte Schein der Flamme schien nur auf die Wände der Hütte, die mit Brüchen bedeckt waren, zu zielen, um desto besser ihre Hinfälligkeit, ihre eifige Macttheit und Armuth zu offenbaren. Die Spinne hatte in jeder Ecke künstlich ihr Gewebe geflochten; der Staub lag auf den Wandbrettern; die Feuchtigkeit hatte die Thüre des Schrankes und anderes Holzwerk krumm gezogen und die unebenen Dielen mit grüner Farbe überzogen.

Zwei hölzerne Stühle, durch Zeit und Gebrauch schwarz geworden, ein morscher Tisch, ein Koffer, worin einige grobe Lumpen sich befanden, endlich eine Matratze von Binsen, welche als Bett diente, — das war die ganze Möblirung dieses einsamen und selbst öden Aufenthaltes.

Die Verzierung der Hütte war seltsamer: sie bestand aus einigen getrockneten Wolfsköpfen, welche mit den Ohren über der Eingangsthüre festgenagelt waren. Daneben hingen verrostete Pieken, eine Armbrust und zwei Karabiner an der Wand in großen Nägeln.

Ludolf, so war der Name des jungen Einsamen, hatte kaum sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht. Der Glanz seiner schwarzen Augen, der kräftige Umkreis seiner Stirne, die reine Form seiner Lippen, sagten dem Beschauer, daß viel Muth, Thatkraft und Hochherzigkeit in ihm verborgen liegen mußte.

Sein mildes Antlitz hatte die reinen Züge eines griechischen Bildes; aber man würde vergebens auf seinen früh verwelkten Wangen die frische Röthe gesucht haben, die seinem Alter hätte eigen sein müssen.

Ein Ausdruck von Ernst und Leiden, der sich nicht durch Worte beschreiben läßt, verdüsterte sein edles und feines Angesicht.

Fortwährend hielt er die Augen auf des Feuers Gluth gerichtet, worin er, in seinen Träumereien, Tausende von seltsamen Gebilden erblickte, er schien in Nachsinnen versunken zu sein, und nicht selten entfuhr ein Seufzer seiner Brust.

So traurig hätte er vielleicht die ganze Nacht zugebracht, wenn nicht einige heftige Schläge an der Thüre ihn nicht aufgerufen hätten.

Ludolf richtete sich auf, wie Jemand, der plötzlich aus einem Traume erwacht ist, und er ging zur Thüre.

— „Wer klopft da?“ war die Frage.

— „Ein verirrerter Reisende,“ antwortete eine schwere Stimme von Außen. „Macht auf, ich verlang nur von Euch einen Aufenthaltsort für einige Stunden.“

— „Wenn Ihr hofft, hier eine angenehme und bequeme Stätte zu finden, so irrt Ihr Euch sehr,“ sagte der Jüngling mit Aufrichtigkeit, als der Fremde eingetreten war. „Ihr werdet sehen, daß Ihr Euch sehr geirrt habt.“

Bei diesen Worten wies er mit den Fingern rings in seiner armseligen Wohnstätte.

Der Mann, der eingetreten war, legte mit Vorsichtigkeit auf den Deckel des Koffers ein großes Buch nieder, welches bemerkenswerth war wegen der geheimnißvollen Zeichen, die auf dem Pergamente des Umschlags standen.

Als der Reisende seinen Mantel ablegte, und ihn an die Wand hing, war er in einen groben Anzug von braunem Tuche gekleidet, der nach polnischer Weise angefertigt war. Er trug eine festanliegende Hose, die aus Dachsfellen gemacht war, und hohe Stiefeln ohne Sporen; unter seiner rauhhaarigen Mütze, die er auf dem Kopfe trug, kamen einige Haarlocken zum Vorschein, zwar ohne Ordnung, aber doch mit einiger Gefälligkeit. Ein breiter Riemen von schwarzem Leder, an welchem ein einfaches Jagdmesser hing, machte mit dem vorbezeichneten seine ganze Bekleidung aus und zeichnete seine kräftige Gestalt ab.

Sein männliches und stolzes Angesicht war von einem schwarzen Barte umgeben; seine Augen, durchdringend und scharf, wie die eines Adlers, gingen rasch über die ihn umgebenden Gegenstände hinweg, und in seinem offenen und wohlwollenden Gesichte nahm Rudolf mit Dankbarkeit ein Gefühl von Theilnahme mit seiner Armuth wahr.

Der arme Junge hatte anfangs wirklich gezweifelt, ob er wohl eine so karge Gastfreiheit einem Manne anbieten könne, dessen Aeußeres wenigstens einigen Wohlstand andeutete. Er vermeinte, in ihm einen von den rundreisenden Kaufleuten zu sehen, welche immer in sehr großer Anzahl zu der Zeit des Jahres nach Holland kommen, um die St. Sylvester-Feste mitzufeiern.

Der Schnee, den der kalte Wind in die armselige Hütte trieb, als Rudolf die Thüre öffnete, brachte diesen sonderbaren Gedanken sogleich zum Schweigen; er dachte mit einer bitteren Befriedigung, daß, trotz seiner außergewöhnlichen Armuth sein schwaches Rohrdach, welches ihm sein Vater hinterlassen, seinen Gast noch gegen mancherlei Ungemach beschützen konnte, und ihn an mehr als einer Gefahr vorbeiführen und selbst vor dem Tode sichern könne.

— „Ich danke Euch, Jüngling,“ sagte der Eingetretene, indem er ihm die Hand reichte; „Ihr erzeiget mir in der That einen großen Dienst. Was für ein abscheuliches Wetter? Es war Zeit, daß ich einen Zufluchtsort fand. Ich fing an, beunruhigt zu werden auf dem Wege, da er mir keinen Ausgang zeigte, und da ich mich aus Mangel eines Compasses nicht zurecht finden konnte.“

— „Er spricht von einem Compaſſe, dachte Rudolf; das muß ein Seemann ſein.

— „Ohne zu erwähnen, daß ich fortwährend in Schnee taumelte, und daß ich jedesmal fürchtete, das Buch möge in einem Abgrunde verſchwinden . . . . O das wäre ein großer Verluſt geweſen! Obwohl ich auch mit Geduld und Muth die Mühseligkeiten und überhaupt alle Entbehrungen des Lebens ertrage, ſo habe ich doch nie nach einem Aufenthaltsort und einem guten Feuer ſo ſehnlich verlangt, als heute. Auch konnte ich die Freude meines Herzens nicht bezwingen, als ich durch die Ritze Gures Hauſes ein helles Feuer aufflackern ſah . . .

— „Kommt Ihr weit her?“

— „Von Rotterdam, wo ich heut Morgen noch war.“

— „Dann habt Ihr keine Zeit nutzlos verſchleudert.“

— „Ich bin ein guter Wanderer; aber drei gute Gründe ſind es, welche die natürliche Raſchheit meiner Beine noch vermehrt haben; erſtens, die Kälte; zweitens, die Verſprechungen, welche ich einigen Freunden geleistet habe, mich recht bald in Amſterdam einzufinden; drittens, die Verpflichtung, dieſes koſtbare Buch, das ich bei dem großen Rabbi Manaffes Worrkhet geholt habe, in Sicherheit zu bringen.“

— „Manaffes Worrkhet iſt ein großer Gelehrte, wie ich glaube.“

— „Auch ein großer Geizhals. Er würde ſeine Seele verkaufen, wenn es möglich wäre . . . . Doch er iſt endlich mein Eigenthum geworden, dieſer Schatz!“ rief der Fremde, indem er das alte Buch, welches er wieder in die Hand genommen hatte, mit Begeiſterung an ſein Herz drückte. — „O der Schelm hat es mich theuer bezahlen laſſen! Aber“

— fügte er plötzlich hinzu — „ich bin, das iſt wahr, von ſeiner häßlichen Gegenwart befreit; Ihr würdet ihn durch Guren Edelmuth beſchämt machen . . . wenn er fähig wäre, etwas Anderes zu fühlen, als die Liebe zum Gelde . . . .“

— „Seid willkommen, ſagte Rudolf, dem Fremden eine Sitzbank anbietend, die er nahe an den Heerd gezogen hatte. Ich bedaure es, keinen Palaſt zu beſitzen, anſtatt meiner Hütte, um Euch deſto beſſer die Ehre des Hauſes zu beweifen; aber mein Vater, der Wölfefänger Bachhuysen, hat mir nur dies hinterlaſſen.“

— „Hah! hah!“ unterbrach ihn ſchnell der Fremde, Ihr ſeid ein Sohn von Bachhuysen?“

— „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“ fragte Rudolf, verwundert über dieſen Ausruf des Fremden.

— „Nicht perſönlich,“ war die Antwort; „ich habe viel über ihn ſprechen hören . . . .“

— „Das wundert mich nicht. Er war der gefürchtetſte Feind der Wölfe im ganzen Umkreiſe . . . Sie können nun ihr Spiel wieder fort-

setzen," sagte seufzend der Jüngling. — Er schwieg; aber nachdem er einige Thränen von seinen Wangen getrocknet hatte, fuhr er fort: „Seht da, mein Brod; seht da, einen Krug inländischen Bieres; das ist Alles, was ich besitze . . . .“

— „Das ist mehr, als nöthig ist, für ein fürstliches Mahl. Eure Armuth thut Eurem Edelmuthe keinen Abbruch, fuhr der Reisende fort, sichtlich ergriffen ob des herzlichen Empfanges: ich weiß, daß mancher große Herr aus der Umgegend Eurem Vorbilde nicht folgen wird.“

— „Um so schlimmer für ihn! Ich thue nur meine Pflicht — und Nichts mehr!“

„Auf Eure Gesundheit! — Sm! das ist ein köstlicher und erquickender Trank, junger Freund; der könnte ja die Leute bewegen, bei Euch alle Abende Gastfreiheit zu fragen . . . .“

— „Ach! sie würden sich manchmal betrogen sehen!“ sagte Ludolf.

— „Bei Leibe nicht! Ich empfehle Euch, die nicht zu beklagen, welche Ihr beherberget; Euer Trank ist vorzüglich; wo kauft Ihr den?“

— „Kaufen? — Ich? — Ich kaufe Nichts;" gab der Jüngling mit bitterem Tone zur Antwort.

— „Dann hat man ihn Euch gegeben. Meinen herzlichen Dank den Freunden, die Euch so nützliche Geschenke machen!“

— „Ich habe ihn gewonnen," sagte Ludolf.

— „Noch besser; ohne Zweifel im Spiele!“

Ludolf lächelte. — „Nur die Reichen," gab er zur Antwort, „spielen, weil sie zum wenigsten Etwas zu verlieren haben; aber ich, der ich Nichts habe, soll ich spielen? — Nein. Ich hab' diesen Trank gewonnen im Schweiße meines Angesichts. Ich arbeite für Jedermann: Dieser gibt mir Brod, Jener gibt mir zu trinken, und ein Anderer reicht mir seine alten Kleider; bisweilen auch besitze ich einige Kupfermünzen.“

— „Wohl denn! so habt Ihr desto mehr Verdienste darum, weil Ihr so freigebig seid mit Euren letzten Hülfquellen. Glaubt mir, ich werde nie die herzliche Aufnahme vergessen, die Ihr mir habt zu Theil werden lassen!“

— „Es ist der Mühe nicht werth, um davon zu sprechen;" sagte Ludolf, seinen Sitz und seine nachsinnende Haltung vor dem Heerde wieder einnehmend.

— „Seid Ihr auch ein Jäger!" fragte der Fremde, nachdem er eine kurze Weile das Stillschweigen bewahrt hatte.

Der Jüngling schüttelte den Kopf als Zeichen der Verneinung. —

— „Ich bin Maler," fügte er dann leise hinzu.

— „Ich hab' mich dann doch nicht betrogen," murmelte der Fremde zwischen den Zähnen; „er ist es doch. — Aber sagt mal," fuhr er laut sprechend fort, „das sind doch sonderbare Portraits, die da über Eurer Thür hängen." —

— „Es sind die Köpfe der letzten Wölfe, die mein Vater getödtet hat. Der Wald wird so frei von diesen nicht sein, seitdem der Wölfejäger Bachhuyzen gestorben ist.“ —

— „Ist Euer Vater todt?“ fragte rasch der Fremde mit einem Tone, der Theilnahme andeutete.

— „Vor dreizehn Tagen habe ich seine sterblichen Ueberreste zur Ruhestätte gebracht!“ — antwortete Rudolf mit bebender und verhaltener Stimme. — „Er hat mich zu sich gerufen; denn in der Hoffnung, mein Brod zu verdienen, hatte ich mich seit zwei Jahren in Amsterdam niedergelassen. Ich habe kaum noch Zeit gefunden, um ihn in meine Arme zu drücken und seine letzten Segnungen zu empfangen. Er starb, sobald ich hierhin zurückgekehrt war, gleich als ob er nur darum auf mich gewartet habe, um in den Schooß Gottes hinüberzuschlummern.“

Die schmerzvolle Erinnerung gab den Zügen des Verwaisten einen traurigen Ton. In seinen Augen wallten Thränen auf; jedoch bemühte er sich, das tiefe Weh zu unterdrücken, und sein Weinen zurückzuhalten.

Der Fremde war auch bewegt, obgleich er eine Seele von Stahl hatte, die in tausend Wechselfällen des Lebens unwandelbar geblieben war, — und doch machte der Schmerz ob einer so ehrfurchtsvollen Erinnerung einen so tiefen Eindruck, daß er selber darüber verwundert war. Das rohe und wilde Wesen verschwand plötzlich unter der Glut der kindlichen Liebe, und eine Thräne aus Rudolf's Augen hatte gewiß alle Brunnquellen des Gefühls bei dem Fremden geöffnet.

— „Ihr habt wahrlich einen schweren Verlust zu beklagen;“ gab der Fremde zur Antwort; und nach einer Weile Stille, fügte er in demselben Tone hinzu:

„Die verlieren, denen wir unser Leben verschuldigen, die uns Führer gewesen sind auf dem Lebenspfade, die einzigen treuen Freunde in unserm Leiden — das ist schrecklich! — und Alle, welche eben so, wie Ihr, das Allerschmerzlichste erfahren haben, dürfen mit Recht einen Klage-ton erheben. Ich bin auch verwaiset, — das wird Euch sagen, bis wie weit ich Euren Schmerz zu fassen und Euer Leiden zu empfinden vermag. Aber, da ich Eure Trauer ehrerbietige, so erlaubt mir, daß ich Euch gegen die nachtheiligen Folgen bewahre; laßt Euch durch sie nicht niederwerfen; sucht keinen Trost in Euren Thränen. Schüttelt die traurigen Empfindungen, die trüben Erinnerungen ab; entfernt von Euch die Wirklichkeit des verlorenen Glückes; das durch Euer Blut nicht mal zurückgerufen werden könnte; nehmt Euren Pinsel wieder zur Hand; arbeitet, zerstreut Euch, durchstreift die Fluren. Eine zweckmäßige Leibesübung, die frische und gesunde Luft der Umgegend, nützliche und zugleich nothwendige Studien werden Euch vor einem unglücklichen Hinsiechen bewahren und eine gute Wirkung auf Euer glühendes und krankes Herz ausüben.“

— „O!“ rief Rudolf aus, „weder die Arbeiten, noch das Vergnügen, noch die malerischen Spaziergänge des Künstlers können das innere Leiden des Waisenkindes beschwichtigen. Der Tod meines Vaters hat das Gewicht, welches mich drückte, noch schwerer gemacht.“

— „Alles Weitere bei Seite gelassen,“ unterbrach ihn der Fremde, „ich bleibe bei Euch . . . . der widrige Wind, der an Heftigkeit zunimmt, anstatt immer mehr nachzulassen, benimmt mir alle Lust, mich heute Abend noch in's Freie zu wagen. Wenn Ihr es mir zugestehen wollt, so werde ich diese Nacht in Eurer Gesellschaft zubringen.“

Diese Worte, welche einen befehlenden Ton hatten, verstatteten keine Widerrede, und der sonderbare Mann streckte sich ohne Weiteres auf der Matte nieder, die Ludolfsen zur Lagerstätte diente.

Er legte das alte Buch unter seinen Kopf als Kissen, und dem jungen Künstler eine Stätte neben sich anweisend, sagte er:

— „Macht es ebenso wie ich, Kamerad, und vergebt, daß ich so frei mit Euch umgehe; aber ich bin ermüdet, ich falle nieder vor Schlaf. — Ueberdies scheint es mir, daß schon lange ein Band der Zuneigung unter uns besteht, das mich antreibt, Euch als Bruder zu behandeln. Kommt, wir wollen dasselbe Lager theilen; es wird um so wärmer darauf sein. Und zudem, wer weiß, ob es uns kein Glück bringt. . . .“

— „Euer Herz hegt gewiß viele schöne Hoffnungen, um so zu reden; aber ich habe keine mehr.“

— „Thörichter! Und noch so jung . . .“

— „Ihr könnt nach dem, was ich Euch erzählen werde, urtheilen, ob ich Unrecht habe.“

— „Wohl denn, so laßt hören.“

Rudolf verließ langsam seinen Stuhl, ging zur Thüre, verschloß sie, kam zum Herde zurück, um neues Brennholz darauf zu legen, und indem er sich wieder auf die Matte niederlegte, begann er folgendermaßen:

— „Ja, ich bin Maler! Das Feuer der Kunst durchglüht mich und entflammt mein Herz. Es liegt in mir ein unwiderstehlicher Drang, eine Liebe für all die schönen Schauspiele der Schöpfung, die mich auf dem Wege, den ich mir erkoren habe, unterstützt und all meine Bestrebungen leitet. Dadurch daß ich mich der Malerkunst gewidmet habe, habe ich einem Rufe und einer anhaltenden Bewunderung des erhabenen Talentes Gehör gegeben, wodurch sich Rembrandt, van Deyk und so viele Andere berühmt gemacht haben. Von frühester Jugend an hab ich, wenn ich meinem Vater auf der Jagd folgte, oder wenn ich ihm im Walde sein bescheidenes Mittagsmahl brachte, oft vor Entzücken vor einem Naturanblicke stille gestanden, und die Sucht, dieses wiederzugeben, beseelte mich so sehr, daß ich mich niedersetzte und mit schwacher Hand die Formen nachzuahmen suchte, welche die herrliche Natur mir darbot. O, wie glüht mein Herz,

um den Reichthum der Farben, welche die Gottheit auf unsere Erde gestreut hat, nachbilden zu können!

„Die rohen Skizzen wurden allmählig mehr ausgeführt, und durch eine unglaubliche Ausdauer und Studium, Beobachtung und Thätigkeit gelang es mir, diese oder jene Seite einer Landschaft oder der See mit mehr oder minder Wahrheit abzuzeichnen.“

— „So lernte ich auch zu Saardam das Bearbeiten der Balken für den Schiffsbau,“ unterbrach ihn der Fremde.

— „Seid Ihr denn Schiffszimmermann?“ fragte ihn Rudolf.

— „Ja,“ antwortete der Andere, „aber fahret nur fort, wenn ich Euch bitten darf.“

— „Die größten Seiten aus dem Buche der Natur, so glänzend, so prächtig, hatten immer meine Einbildungskraft getroffen. Alles bot meiner Wißbegierigkeit reichen Stoff. Meine liebsten Erholungen waren fortan: die Sonne widerspiegeln zu sehen in dem gleichförmigen grünen Wasser des Meeres, träumen bei dem Hin- und Herwiegen der Blumen und Bäume, bei der Bewegung des Grases, verursacht durch die Flucht der summenden Bienen; das Lauschen nach dem Gesange des Goldfinkchens in dem blühenden Mispelbaume, oder mit dem Auge die Querzüge des raubfüchtigen Sperlings verfolgen, welcher das Fruchtkörnchen, das er auf dem Felde geraubt hat, in's Nest seiner Jungen bringt; oder den Sommervogel mit seinen mit Gold bestreuten Flügeln, von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume hüpfen zu sehen.

„Aber schöner war für mich noch der See, oder die Abendfeierstunde, welche auf der herrlichen Landschaft lag, wenn sich die Dorfkirche, die einsamen Weiler und die dunklen Büsche in der lieben, blauen Luft abzeichneten.

„Unter dem Eindrücke, den die Stunden süßer Träumerei in meine Seele prägten, zeichnete ich mit Begeisterung die verschiedenen Naturbilder. Ich schrieb ungenaue Linien in den Sand, die der Wind, als wollte er mit meinen eiteln Bestrebungen Spott treiben, immer wieder mit seinem Hauche vernichtete.“

„Durch Erfahrung belehrt, verließ ich bald die unfläten Skizzen. Mit Kreide oder Holzkohle versehen, machte ich aus jeder Wand der Nachbarhäuser Zeichenpapier, und es währte nicht lange, so trugen alle Wohnungen die Spuren meines unbescheidenen Zeichnens.

„Welch eine unvergeßliche Freude war es für mich, Zeichenkreide und Papier zu besitzen, welches mir der Sohn des Bürgermeisters von Amsterdam gegeben hatte! Ich arbeitete immer mehr. Ein italienischer Maler, der unsere Gegend bereiste, überraschte mich einst zufällig, als ich mich eines Morgens mit Entzücken mit dem Linienzeichnen beschäftigte. Er ließ sich herab, mir einige Aufmunterung zu Theil werden zu lassen, welche meiner Eigenliebe schmeichelten.



„Durch seine Fingerzeige gestärkt, kam ich so weit, daß ich so sorgfältig zeichnen lernte, um meine Gedanken wieder zu geben, aber es fehlte mir ein Meister, um meine guten Anlagen zu pflegen und meine unsichere Hand zu leiten.“

— „Im verflossenen Jahre machte ich beinahe dieselbe Bemerkung vor der Schmiede des Meisters Sprachmann zu Bern. Ich beschloß einzutreten und ihn um Arbeit zu fragen, und ein Monat später war ich ein so gewandter Schlosser als er.“

— „Ich glaubte,“ versetzte Rudolf, „daß Ihr ein Zimmermann wäret . . . .“

— „Bald das Eine, bald das Andere . . . .“

— „Mein Vater, der Zeuge meiner Bestrebungen war und welcher sah, daß ich den geheimen Gesetzen der Natur Gehör gab, trat keineswegs meinem Verlangen entgegen, als ich ihm zu verstehen gab, daß ich nach Amsterdam gehen wollte, um dort einen Meister zu suchen. Ich trat in Dienst bei Meister van Echt, der Maler war, und damals einen großen Namen hatte. — Wenn ich des Abends mein Werk vollbracht hatte und mich zu meiner Ruhestätte begeben konnte, schlich ich mich in sein Arbeitszimmer, um die darin befindlichen Gemälde nachzubilden.“

„Das Geheimniß meiner Nachtwachen konnte nicht lange verborgen bleiben. In einer Nacht besiel mich einmal, da ich sehr ermüdet war, der Schlaf; und als mein Meister des Morgens unversehens in das Arbeitszimmer trat, überraschte er mich mit der Palette in der Hand, sitzend vor seinem eigenen Gemälde.“

„Ich stammelte einige Worte der Verlegenheit, und als er sich von der Verwunderung, die ich ihm verursacht, erholt hatte, bezeugte er meinem Werke einiges Lob, und um mich in meinem Bestreben zu ermuntern, zählte er mich von nun an unter seine Schüler.“

„Angespornt durch größere Erfahrung und die wohlwollende Theilnahme, nahm ich meine Arbeit zu Herzen. Unglücklicher Weise wurde mein Beschützer an den französischen Hof gerufen, um den Louvre auszumalen, und er kehrte nicht mehr nach Amsterdam zurück. Ich war also wieder ohne Führer. Um mein tägliches Brod zu verdienen, führte ich Seeansichten oder Landschaften auf Tuch von kleinem Umfange aus, die ich den Kaufleuten in der Stadt zum Verkaufe anbot. Ueberall, wohin ich kam, war man wenig geneigt, um mir Lob zu spenden, und Keiner bedachte, daß ich heut' oder morgen dem Hunger unterliegen mußte . . . .“

— „Armer Junge!“ unterbrach ihn der Fremde, der mit vielem Interesse der Erzählung folgte.

— „Ich kehrte jeden Abend in meine armselige Kammer zurück, immer flecher und matter werdend; der Kopf glühte, das Auge wurde schwach, die Börse war so leer wie der Magen. So war mein Leben.“

Das ist ein trauriger Anfang auf dem Wege der Kunst, nicht wahr? — Doch," fuhr der Maler fort, indem seine Lippen durch einen stolzen Zug den traurigen Ton verloren, "doch, bis zum äußersten Elende und zur schmerzlichsten Vergessenheit gebracht, blieb die Hoffnung, — der süße Trost des Armen — allein, um mein bitteres Leben, voller Leiden und Elend, noch durch ihre erquickenden Strahlen angenehm zu machen! Das Ziel meiner auserwählten Laufbahn, wohin die Liebe zur Kunst mich trieb, kam mir so schön und so ruhmvoll vor, daß ich manchmal ob meiner Weichherzigkeit lachte und dann, meine Thränen trocknend, griff ich wieder zum Pinsel. — Die Hoffnung, mir selber ein Bestehen verschaffen zu können, lieb meiner geschwächten Hand, die zuweilen den Pinsel nicht zu führen vermochte, neue Kraft.

— "Das begreif' ich wohl," sagte der Fremde. "Ich glaube Euch um so mehr, Kamerad, da ich mich selbst in dieser Weise einer Nacht von Angst und unaussprechlicher Qual erinnere, die ich halbtodt auf einem Schlachtfelde durchgebracht habe, worauf ich von Sonnenaufgang gestritten habe. Die Ebene lag ruhig da, in einförmiger Stille, die Dunkelheit war undurchdringlich für das Auge. Der Schnee fiel in riesigen Flocken auf meine blutenden Wunden und machte deren herbe Schmerzen noch qualvoller. Ich verlor allmählich meine Kräfte; ein brennendes Fieber fesselte mich an den Boden und ein nicht zu löschender Durst ließ mich fast verschmachten. Immer näher mein letztes Stündchen vor mir sehend, fast fünfzehn Meilen von einem bewohnten Orte entfernt, vielleicht vergessen von meinen Freunden, der Hülfe beraubt, welche ich mit Recht erwarten zu können glaubte — schien es mir gewiß, daß ich so sterben sollte; jedoch fühlte ich in der Tiefe meiner Seele eine schwache Hoffnung des Glückes, das meinen Zustand in Wirklichkeit verändern könnte. . . ."

— "Er ist auch schon Soldat gewesen," dachte Ludolf bei sich selbst, "das wird wahrlich seltsam!"

— "Das Schicksal ist Euch noch viel schuldig," fuhr der Fremde fort; "ist es noch erbittert gegen Euch?"

— "O, mein Stern wird nicht so leicht verändern; ich bin dem Unglücke geweiht! Die Krankheit meines Vaters rief mich nach Weesp; ich habe Euch schon gesagt, welcher Schlag da meiner wartete. . . . Und doch, ich muß es bekennen, genieße ich in dieser Hütte, worin so viele theure Erinnerungen für mich leben, ein Glück, das mir in der Stadt fehlte: das kommt daher, daß ich mehr mit der Natur in Beziehung getreten, und das sagt viel für die, welche die Wohlthaten begreifen, die sie ausgießt. Die Wanderungen über die Hügel und durch die Büsche haben für mich einen neuen Reiz, den ich bisher noch nicht habe würdigen können. Der Himmel, der sich verdunkelt oder erhellet, die Wolke, welche schwarz und düster über unserm Haupte schwebt, der Schnee, der den

Weg bestreut, die Blätter des Baumes, mit denen der Wind spielt — das Alles ersticht und unterdrückt meinen Schmerz und erhebt meinen Geist. Doch, was aus mir werden wird . . . was ich morgen sein werde" . . .

— „Wenn Ihr einmal reich, glücklich und bewundert würdet?“ rief freudig der Fremde aus, während Rudolf wieder in seine Erwägungen versank.

— „Wahrlich,“ sagte Rudolf, „ich gestehe, daß mir dies Alles sehr sonderbar vorkommen würde.“

— „Ich kenne Etwas von der Zauberkunst und ich will . . .“

— „Aber wie? was? Betreibt er denn alle Beschäftigungen der Welt?“

— „Warum nicht? Nun denn, ich will Euch eine gute Zukunft vorher sagen, Freund Rudolf,“ versetzte der Unbekannte, während er das Buch durchblättert.

— „Was ist das?“

— „Das? . . . das birgt das Geheimniß der Zukunft in sich; vielleicht Eueren künftigen Ruhm.“

— „Laß' uns erst sehen, ob noch Etwas im Krüge ist?“ sagte spöttelnd der Sohn des Wölfejägers, indem er aufstand um den Krug zu holen und ihn auf den Tisch zu stellen.

— „Ha! ha! Ihr wollt mir vorwerfen, daß ich zuviel von Eurer Tranke gekostet habe, mein bester Gastherr! rief der Fremde lachend; „das ist nicht schön von Euch gehandelt.“

— „Nein,“ antwortete der Künstler, „Ihr seid viel zu mäßig gewesen, als daß Euer Verstand durch meine Gastfreiheit außer Fassung gekommen sein sollte. Ich werde nun Acht geben; fangt an.“

— „Aus der schrägen Linie Eurer linken Hand, die in den Stern, der da so deutlich hervortritt, ausläuft, sehe ich, daß Euer Name in der Welt mit Auszeichnung wird genannt werden.“

— „Ich zweifle daran nicht.“

— „Ein Fürst, der übermäßig reich ist, zieht Euch an seinen Hof. . .“

— „Steht das in der Handschrift?“

— „Gewiß . . . Ihr werdet viele Reider finden . . .“

— „Weil man mir viele Ehre zuerkennen wird.“

— „Aber Eure Feinde werden Euch auf Eurer Laufbahn nicht aufhalten können, und diese wird lang und schön sein. Bald werdet Ihr auf dem Gebiete der Kunst einen hohen Standpunkt eingenommen haben.“

— „Ja . . . so hoch, daß ich mich vielleicht als Barrabas in der Kreuzigung abmalen lassen kann.“

— „Ich sehe in meinem Buche, daß Ihr der Lieblingsmaler eines großen Fürsten werdet.“

— „Sonderbare Vorhersagung! Ich, der Sohn eines Wildjägers,

sollte mich so hoch erheben, so nahe bei einem Throne leben? Ihr wollt meine armselige Gastfreiheit belohnen durch solche schöne Vorspiegelungen; aber glaubet es, ich würde sehr glücklich sein, wenn man mir mit Sicherheit ein Stück Brod vorher sagte."

— "Vertraut meinen Vorhersagungen."

— "O! wir sind große Kinder; laß' uns aufhören zu scherzen, und laß' uns lieber schlafen."

— "Glaubt Ihr denn nicht an Vorhersagungen?"

— "Nein, und Ihr?"

— "Ich rühme mich, stark daran zu glauben; um so mehr, da man mir vorhergesagt hat, daß ich ein großer Bestieger werden würde."

— "Und glaubt Ihr das?"

— "Ganz gewiß."

— "Schlafet wohl!" sagte Rudolf, indem er sich auf eine etwas unhöfliche Weise abwendete.

Die beiden neuen Freunde schliefen die ganze Nacht hindurch.

Als der Tag anbrach, war Rudolf, der seinen Schlafgenossen fast vergessen hatte, sehr verwundert, daß er ihn neben sich liegen fand, schnarchend, wie ein einfältiger Sterblicher. Indem er sich die Augen rieb und die Arme reckte, sah er ein Stück von dem alten Buche aus der Matte hervorkommen, und indem er sich zur selben Zeit an das eigenthümliche Wesen des Fremden erinnerte, als er ihm des vorigen Abends sein Glück verkündigte, und an den Werth, den dieser an das unansehnliche, verfallene und fast von Würmern gefressene Buch knüpfte, nahm er es mit großer Besorgniß fort, öffnete es und ließ seine neugierigen Blicke darin rumschweifen. Aber seine Neugierde wurde nicht befriedigt; sie wurde im Gegentheil noch weit stärker, da er keinen einzigen Gedanken, der in den Zeichen lag, die auf dem wohlriechenden Pergamente durcheinander geschrieben standen, begreifen konnte.

Aufs Höchste niedergeschlagen ob der Täuschung, schlug er ärgerlich das Buch zu, als der Fremde, wach geworden, aufsprang und mit einem Tone lächerlicher Besorgniß ausrief:

— "Wo sind meine Schlüsselbeine?"

— "Eure Schlüssel?" fragte Rudolf, verwundert über solche Frage.

— "Jawohl, Ihr habt sie in Euern Händen."

— "Ich Eure Schlüssel in Händen haben?"

Der Fremde nahm ihm mit einem Ruck das Buch weg, das er alsdann auf seinen Knien durchblätterte, und indem er es mit einer sonderbaren Schnelligkeit und außergewöhnlichen Neugierigkeit durchblief, kamen von Zeit zu Zeit rohe, abgebrochene Worte über seine Lippen, die dem Künstler keinen Zweifel übrig ließen, daß der Fremde an einer Krankheit der Sinne leide.

— „Armer, verlorener Verstand!“ sagte der Künstler stille für sich mit mitleidsvollem Tone.

— „Ihr laßt wohl noch einmal Eure Vorhersagung?“ sagte plötzlich die sonderbare Person, den Kopf erhebend und mit Mühe ein spöttisches Lächeln verbergend.

— „In Wahrheit,“ sagte Rudolf, „das würde mir sehr schwer fallen; — was kann man in dieser dunkeln und verworrenen Schrift entziffern? Ich habe niemals Griechisch gelernt. Ist es das vielleicht, was Ihr Eure Schlüssel nennt?“

— „Ja!“

— „Ich bin erfreut, es zu wissen. Und warum gerade dieser seltsame Titel?“

— „Weil er dem Werke gebührt, das unter allen Werken, welche über die Schwarzkunst geschrieben sind, berühmt ist. Es ist die Sammlung von Urtheilssprüchen und Vorhersagungen, selbst von Salomo, wie sie die reinste und am Wenigsten verdächtige Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht hat fortpflanzen können, von dem Ohre des Hohenpriesters an, dem sie wörtlich anvertraut waren, bis zu der Feder des Rabbi Aloysius, der sie im Jahre 1102 auf dieses Pergament schrieb. Dieser Legte stand neben dem Sterbebette eines Klausners, dem letzten Sprosse der edlen Familie des Hohenpriesters; er erhielt eine Kiste voller menschlicher Gebeine zum Geschenke, welche in der stillen Abgeschiedenheit zusammengesucht worden waren, und worauf er mit einer Bleifeder die geheimnißvollen Worte geschrieben hatte, die in seinem Gedächtniß eingeprägt standen. Dieses Buch, einzig in seiner Art, ist die erste Perle einer Büchersammlung, welche ich zu Nidy-Novogorod, einer Stadt in Rußland errichtet habe, zur Belehrung des Volkes.“

— „Wie? Seid Ihr denn auch Buchhändler?“ fragte Rudolf. — „Sagt mal, Freundchen, Ihr macht mir allerlei weiß; was habt Ihr mir seit gestern all' für schöne Dinge vorgeplaudert? Es ist unmöglich, oder Ihr müßtet denn der Gottseibeiuß in Person sein, daß Ihr all die Beschäftigungen zugleich ausübt; Euer ganzes Leben würde dazu nicht hinreichend sein! Ihr seid Zimmermann, Schlosser, Seemann, Soldat, Hexenmeister, Buchhändler; Ihr seid Alles was Ihr wollt, — und das ist doch sehr schön. Auf solche Weise solltet Ihr wol General, Oberpriester, und selbst Kaiser sein können.“

— „Nun, ich finde auch nicht, warum das nicht sein könnte,“ versetzte der Fremdling ruhig.

— „Ich würde mich auch nicht dagegen stemmen.“

— „Ich glaube es wohl. Ich würde Euch sonst keine Lectionen im Zeichnen geben.“

— „All diese schönen Träume werden uns nicht weit bringen. Wenn

ich selber nicht fürchtete, mir selbst zu schmeicheln, so würde ich sagen, daß ich meine Zukunft einer weit geringeren Gefahr ausgesetzt sehe, als die Curige, obwohl der Zustand meiner Verhältnisse nicht der Art ist, daß er eine glänzende Hoffnung hegen läßt. Aber es wird schon lichter Tag; es ist Zeit, daß ich zur Stadt gehe, um Arbeit zu suchen; erlaubt mir, daß ich Euch verlasse. Ihr könnt hier so lange bleiben, als Ihr Lust habt; ruhet ganz nach Eurer Bequemlichkeit und thut ganz so, als wäret Ihr zu Hause."

— "Ich danke Euch, ich werde gerne von Euren Anordnungen Gebrauch machen," antwortete der Fremde, der schon seit einigen Augenblicken auf einem Blättchen seines Tagebuches mit Bleistift schrieb — "und da Ihr zur Stadt geht, so macht mir das Vergnügen, dieses Briefchen einem meiner Freunde zu überbringen, der gewiß meinetwegen sehr beunruhigt ist; denn er hat mich seit fünf Tagen nicht gesehen. Das wollen wir also noch zu dem Danke fügen, den ich Euch bereits schuldig bin."

— "Nun, man wird gewiß nicht sagen können, daß dieser zu wenig von mir verlangt," dachte der Maler, "ich kann sagen, daß ich zugleich Herr und Knecht dieses gutherzigen Mannes bin. Doch wozu einem Sinnelosen Etwas verweigern? Das wäre nicht recht gehandelt. Dabei wird es mir wenig Mühe machen, da ich doch nach Amsterdam gehen muß. Gebt mir den Brief," sagte er laut zu dem Fremden, und seid versichert, daß der Auftrag gut ausgerichtet werden wird."

— "Ich rechne darauf," wiederholte der Fremde, indem er ihm den Brief übergab; "Eure Hand . . . ."

— "Sieh' doch!"

— "Freunde in Leben und Tod!"

— "Das ist ein Wort!"

— "Auf Wiedersehen, Herr Maler seiner Majestät!" Rudolf ging und suchte die Achseln.

## II.

Rudolf Bachhuysen war bereits an den Thoren der Stadt Amsterdam, als ihm der Auftrag seines Gastes wieder ins Gedächtniß kam. — "Lass' einmal sehen," sagte er, indem er nach seiner Tasche griff, "wem ich das Briefchen überbringen muß?"

Der Brief trug die Aufschrift: An Prinz Alexis Collovin u. s. w.

— "Ein Prinz!" rief der Künstler vor Verwunderung aus. Ich

habe eine Vorahnung, daß der Sinnenlose mich in Ungelegenheit bringen wird. Ich habe viel Lust, um seinen Brief nur zu vergessen . . . .“

Er schritt unschlüssig durch die Gassen der Stadt, die man in Wahrheit ein Nest eines Wasservogels nennen kann; ein Platz, wo die Kaufleute als Herren geherrscht haben, wo alle Gewerbsthätigkeit in voller Freiheit ausgeübt wurde.

Diesmal gab er sich nicht, wie dies öfter geschah, seinen Träumen von der Kunst hin, und nicht übergab er sich der poetischen Bewunderung; er ging vielmehr gleichgültig, wie ein gewöhnlicher Müßiggänger an den schönen Gebäuden vorbei; er zeichnete keines derselben, wie er dies sonst zu thun pflegte.

Er hatte kein Ohr für das wohlklingende Glockenspiel, das von den Kirchen an den Ufern der Amstel ertönte.

Nur fiel ihm ein, daß er ein Kreuzzeichen machen müsse, als er eine Leiche an einem Galgen hängen sah, der sich schwarz vor der dunkeln Luft abzeichnete.

So vertiefte er sich in seine düsteren Gedanken, als sein Fuß an die unterste Treppenstufe vor der sogenannten Dule stieß, da, wo er den Brief des Fremden seiner Bestimmung übergeben mußte. Dies weckte ihn aus seinen traurigen Gedanken, die auf's Neue seine Seele überwältigt hatten.

Es war, als ob ihn eine unsichtbare Hand dahin geleitet habe, während er in seinen trüben Erwägungen unschlüssig den krummen Gassen Amsterdam's folgte.

Die Dule war eins von den öffentlichen Gebäuden, die zum Vortheil der Stadt vermietet werden. In früheren Zeiten kamen die holländischen Jünglinge darin zusammen und übten sich im Schießen mit der Armbrust.

Als Ludolf sah, daß er an das Ende seines Weges gekommen war, ließ er den Plan, seinen Auftrag nicht zu vollführen, fallen.

— „Möge davon kommen, was da wolle,“ sagte er, um seiner Bedenklichkeit ein Ende zu machen.

Er trat entschlossen in das Portal, unter welchem er einen Mann, der ihm wie ein Tartar vorkam, und der ganz in Pelz gekleidet war, antraf. Dieser fragte ihn in einem fast unverständlichen Kauderwälsch, was er in der Dule zu schaffen habe.

— „Ich muß Prinz Alexis Gollovin sprechen,“ sagte ihm der Künstler höchst einfach.

Der wilde Mann begann ob der Einfalt Ludolfs so zu lachen, daß er sich schüttelte. Er machte ihm, soviel als möglich begreiflich, daß man nicht so leicht zu einem Bojaren käme, als man in eine Herberge gehen könnte; daß man sich eine Einlaßkarte verschaffen müsse, und daß man nur in einem Gallakleide und mit Schuhen, woran kein Schmutz und mit Strümpfen, die gestopft seien, zugelassen werden könnte.

Während der in Belz Gehülte ihm auf solche Weise verschiedene Beweisgründe vorplauderte, wovon der eine bestimmter, als der andere ihm die Unmöglichkeit vorstellte, dem Fürsten vorgestellt zu werden, bemerkte Bachhuysen, der ihn schon einige Augenblicke sehr stark betrachtet hatte, an einer Goldborde und einer Nummer auf der Brust, daß er ein gewöhnlicher Stallknecht sei — ein Umständemacher, der seine Freude darin fand, ihn an der Thüre stehen zu lassen.

Stolz von Natur, wurde er ergrimmt, daß er die Zielscheibe eines plumphen Spottes von einem gewöhnlichen Menschen sein müsse und er unterbrach ihn plötzlich in seinen Blandereien. Er sprach zu ihm in einem Tone, der keine Widerrede duldet:

— „Ich will Fürst Alexis sprechen; ich will ihn sogleich sprechen.“

— „Aus wessen Auftrag?“ fragte der Knecht, überrascht durch die entschiedene Erklärung des Jünglings.

— „Ach! es ist wahr,“ sagte Rudolf sich höchst verlegen hinter den Ohren juckend, und ich habe vergessen nach dem Namen meines Gastes zu fragen.“ —

Aber sogleich bekam der Maler einen Einfall, er sagte mit großer Kälte: „Sieh' hier! ein Briefchen für den Fürsten; er weiß wohl, wer mich geschickt hat.“

Und er zeigte sein Briefchen dem Stallknecht des Bogaren.

Kaum hatte dieser das Siegel gesehen, so wurde sein Gesicht im nämlichen Augenblicke bleich und roth und er sagte in Verlegenheit allerlei Höflichkeiten, wovon Rudolf kein Wort verstand. Er ersuchte den Künstler, ihm zu folgen, und überhäufte ihn mit allerlei Zeichen und Beweisen übertriebener Ehrerbietigung, indem er ihn durch eine ganze Reihe von prächtigen Sälen führte. Im letzten angekommen, öffnete er eine kleine Thür; sich verneigend und mit lächerlichen Geberden der Höflichkeit bat er den jungen Bachhuysen einzutreten.

— „Immer schöner!“ dachte der Maler, „ich gerathe von einem Narren zum anderen.“

Der Maler trat ein, nicht ohne Verwunderung über die so plötzliche Veränderung.

Vor ihm, einige Schritte von einem großen, eisernen Ofen, der von der Hitze glühte, saß ein noch kräftiger Greis mit lebendigen funkelnden Augen. Er lag hintenüber in einem breiten Lehnstuhle und rauchte seine Pfeife.

Rudolf bemerkte ihn anfangs hinter den blauen Wolken, deren wohlriechende Kringeln langsam zu der vergoldeten Decke des Saales aufstiegen, nicht.

— „Was willst Du, Junge?“ fragte ihn barsch der russische Herr.

Verlegen überreichte der junge Maler dem Alexis den Brief, ohne auch nur ein einziges Wort hervorbringen zu können.



„Alexis Gollovin! . . . der bin ich!“ sagte der Fürst, indem er die Adresse las. „O, ich weiß schon, von wem du geschickt bist — nimm Platz und warte.“

Ludolf willfahrte, wie ein Werkzeug.

„Er weiß, von wem ich komme,“ dachte Ludolf, noch mehr in das Netz der Ungewißheit gerathend.

„Ich möchte es wahrlich auch gerne wissen! doch darum keine Besorgniß. Mein Narr hat mich jedenfalls in keinen schlechten Handel gethan, dafür bin ich ihm dankbar. Wir wollen sehen, wie das ablaufen wird.“

— „Die Befehle Deines Gönners sollen pünctlich ausgeführt werden, Herr Bachhuysen,“ sagte der Fürst mit sehr wohlwollendem Tone, nachdem er aufmerksam den Inhalt des Briefes durchgelesen hatte.

„Seine Befehle? . . . mein Gönner? . . . und er spricht nicht mehr mit so barschem Tone!“ murmelte der Junge verwundert. — „Aber was soll das bedeuten? Sollte ich unglücklicher Weise einem anderen Narren in die Hände gerathen sein? Oder . . . was auch möglich ist, sollte ich selbst besinnungslos geworden sein!“

Prinz Gollovin hatte sich erhoben. Er öffnete ein schweres Kistchen, welches auf einem Koffer in einer Fensternische stand, von wo die einzigen Lichtstrahlen in das Cabinet fielen. Der Fürst nahm eine gefüllte Börse daraus hervor, in dessen Metall-Klange man sich nicht irren konnte.

— „Sieh' hier,“ sagte er, sich dem Jüngling freundlich nähernd, „was ich von dem beauftragt bin, Dir einzuhändigen, der Dich geschickt hat. Ich danke Dir zugleich für die Bemühung. Mein Sohn wird mit Dir abreisen, da Du nach Amsterdam gekommen bist, um ihn abzuholen. Es thut mir leid, daß ich Dir nicht gleich folgen kann; meine Pflicht hält mich noch bis zum Abend in der Stadt. Wir werden uns heute Abend wieder sehen. Ich werde das Vergnügen haben, Dich in Deiner Wohnung zu besuchen.“

Ludolf stand da, wie vom Schlage gerührt. Er getraute sich nicht, den Bojaren um nähere Aufschlüsse zu fragen.

Der Fürst klingelte, und bald erschien eine Anzahl Diener in reicher Livree, welche ein holdes Knäblein von ungefähr sieben Jahren einführten. Gollovin schloß das Kind entzückt in seine Arme, küßte es wiederholt und sagte zu dem jungen Maler:

— „Gehe hin, ich vertraue Dir meinen kostbarsten Schatz; kehre heim, und der Herr geleite Euch!“ —

## III.

Glücklich, wie er nie zu werden hoffen durfte; reich, wie er niemals gewesen, schlug Ludolf Backhuysen den Weg nach seiner Heimath ein. Zum ersten Mal kehrte der Sohn des Wolfsjägers seit dem Tode des Vaters ohne Thränen in den Augen zu seiner Hütte zurück.

Er führte den kleinen Reisegefährten bei der Hand, der mitunter vor Freude, daß er frei einhergehen konnte, sang und hüpfte.

Ludolf bewahrte ein langes Stillschweigen; endlich aber erlag er seiner Neugierde, um durch einige schlaue Fragen von dem Kinde Auskunft über den Gast zu erlangen. Aber es war fruchtlos: das Kind verstand die holländische Sprache nicht.

„Ach, wiederum zum Stillschweigen verurtheilt!“ sagte Ludolf zu sich selbst. „Man muß sich darin ergeben! Aber welcher sonderbare Abenteuer! — Wer ist der Mann, der alle Beschäftigungen ausübt, alle Länder kennt und mit allen Wissenschaften vertraut ist? der zu Fuß reiset wie ein armer Wanderer, mit dir spricht mit dem Tone eines Fürsten und dich für einen einfachen Dienst mit Gold belohnt? Welche geheimnißvolle Bande fesseln ihn an den russischen Prinz, der seine geringsten Befehle mit größter Pünktlichkeit ausführt und mir eine Aufmerksamkeit bewies, die mich in der That verlegen machte, und das nur darum, weil ich ihm den Brief überbrachte? Warum beauftragte er mich, das Kind mitzunehmen? Warum mir sagen, daß er das Vergnügen haben würde, mich in meiner Wohnung zu besuchen! Sollte er wol wissen, in welcher elendem Aufenthalte er seinen Sohn wieder finden wird?“

Mit diesen Gedanken verließ Ludolf Amsterdam. Er ging sehr schnell des Weges; denn in der strengen Jahreszeit lagert sich die Nacht sehr bald auf den Erdbreis, und er wünschte, noch mehr, als das Kind die gastfreie Hütte zu erreichen.

In der Absicht, den Weg, den er noch zu machen hatte, abzukürzen, beschloß er den Landweg zu verlassen und einen Fußpfad einzuschlagen, der theils unter dem Schnee verborgen, ihn durch den Wald von Weesp führte.

Sie gingen beide einige Zeit unter den dicht verschlungenen Bäumen, welche unter dem Gewicht des Reifes gebogen waren, über schmale Wege dahin, die ein düsteres, trauriges Aussehen boten, und durch die Unebenheiten des Bodens Mühseligkeiten verursachten. Hier und da erblickten sie eine dichte dunkle Masse von Strauchwerk, welche für den Menschen unzugänglich und nur für wilde Thiere bewohnbar war.

Das Krachen der Fußtritte, der scharfe Wind, der von Zeit zu Zeit die Gipfel der hohen Bäume gegeneinander schlug und den Reif und den

Schnee durcheinander jagte, war das Einzige, was in dem dunkeln Busche vernommen wurde. Es war keine Abwechslung in dem Schauspiel: Bäume, Nichts als Bäume, war Alles was sich vor den Augen der Wanderer entfaltete.

Es wurde allmählig Abend. Rudolf gab sich den Träumen des Glückes gänzlich anheim, ohne daß das Eifige, das ihn umgab, ihn aus diesem Schlummer aufwecken konnte. Er war ja an solche Natur gewohnt; er lebte in derselben von erster Jugend an und sie war ihm eigen geworden.

Das Kind, welches an seiner Seite fortschritt, hielt sich zuweilen fester an Rudolfs Hand, wenn es das Geheul eines Wolfes in der Ferne vernahm; es erhob dann seine Augen und starrte seinen Begleiter an; doch dieser schien Nichts zu hören. Er war mit seinem Glücke beschäftigt, und lächelte wie einer, der nicht mehr alle Sinne besitzt.

Rudolf ging nun mit gesenktem Kopfe auf einem breiteren Weg, als der Fußpfad war. Mit der einen Hand hielt er die Börse fest, die ihm der Fürst gegeben hatte, und der Jüngling lachte vor inniger Freude; wenn er den Klang des Goldes vernahm. So reich sein! O, wer hätte das jemals hoffen und wünschen dürfen!

Gollovin's Sohn fing an müde zu werden; er schritt nur noch mit Mühe fort und hing in Wahrheit an der Hand des jungen Malers. Das Knäblein gab seine Ermüdung endlich dadurch zu erkennen, daß es über eine Baumwurzel strauchelte und hinfiel.

Dies rief den Maler aus seinem tiefen Nachsinnen wach. Er erwachte, sah den jungen Ivan und gewahrte auch bald sehr deutlich, daß er den nächsten Weg nicht eingeschlagen habe. Er sah, daß er sich aufs Neue auf einem Fußpfade befand, der ihn, jedoch auf einem ziemlich weiten Umwege nach seinem väterlichen Dache geleiten würde.

Dann das Auge nach dem Kinde richtend, stieg das Mitleiden in sein Herz auf, und nachdem er das Knäbchen wärmer in sein Pelzmäntelchen eingedreht hatte, hob er es auf seine Schultern, erreichte mit der ihm anvertrauten Bürde wieder den breiten Weg und ging schnellen Schrittes weiter. Er war eine Viertelstunde von seiner Hütte entfernt.

#### IV.

Es war schon spät am Abend und der Fremde saß allein in der Hütte Bachhuyfen's am Feuer. Er saß regungslos, ernst und bekümmert da, während er unablässig auf jedes Geräusch, das sich draußen erhob, horchte.

Mit einem Mal schreckte er auf, als er ein leises Klopfen an der Thüre vernahm.

„Endlich!“ rief er aus, sich erhebend.

Aber er trat zurück, schmerzlich getäuscht, denn anstatt Ludolf und Swan zu sehen, war es Prinz Gollovin, welcher eintrat.

— „Und Swan?“ fragte der Fremde ängstlich.

— „Mein Sohn?“ antwortete der Eingetretene in demselben Tone.

— „Ja, warum hast Du ihn heute Mittag nicht geschickt, wie ich es verlangt hatte?“

„Es ist doch so geschehen.“

— „Und wo ist dann der junge Maler, der Dein Kind hierherführen sollte? Wo sind die Beiden? Rede!“

„Gott! sind sie denn nicht hier?“ rief Gollovin aus, indem er bleich wurde vor Schrecken.

— Der Gast machte eine Gebärde, welche der Bojar ach! allzugut verstand.

„O, Sire!“ rief Alexis aus, fast ohnmächtig zu den Füßen des verstummten Czars nieder sinkend. „O Sire!“ sollte meinem Kinde ein Unglück zugestoßen sein?“

„Sire?“ wirst Du, lieber Leser fragen! Ja, es war in der That Peter I., Kaiser von Rußland, den Ludolf Backhuysen, der Sohn des Wölfejägers, der unbekannt Maler, die Waise, die von Allen verlassen, in seiner armseligen Hütte zu Gaste hatte.

Peter der Große, der sich bereits als fünf und zwanzigjähriger Fürst mit Ruhm durch die Besiegung der Türken und Tartaren bedeckt hatte, nährte in seiner Brust das Streben für Fortschritt und Wissenschaft. Er empfand es schmerzlich, einst Beherrscher eines Volkes zu sein, dessen Nothheit noch alle Bildung des Geistes und des Herzens unterdrückte.

Die Bildung Europa's in seine Staaten verpflanzen, den Handel erheben, eine Schifffahrt hervorrufen, die Künste pflegen, die Untertanen, die ihm anvertraut waren, der Unwissenheit und dem Aberglauben entreißen: das war das erhabene Ziel, wohin sein ganzes Thun und seine ganze Hoffnung gerichtet war.

Um durch eigene Erfahrung seine Kenntnisse zu bereichern, mit eigenen Händen verschiedene Künste und Gewerbe auszuüben, verließ Peter der Große sein Land, um es nach seiner Rückkehr besser beherrschen zu können. Damit er aber frei als Bürgersmann reisen könne, nahm er Niemand anders als Reisegefährte mit, als den General Lefort, den Bojar Alexis Gollovin, Gouverneur von Sibirien, und den Rath Bonikin.

Als er eines Tages längs den Ufern von Hormgradt lustwandelte, fand er in der Bude eines armen jüdischen Trödler's zwei Seestücke, wahre

Meisterstücke in Hinsicht der Auffassung, der verwandten Mühe und der Wahrheit: sie waren das Werk Ludolfs, der uns als Sohn des Wölsejägers bekannt ist.

Peter erkannte den großen Werth der Stücke und kaufte sie. Jeden Morgen stand er in Betrachtung vor den prächtigen Gemälden, die so wundervoll wiedergegeben waren. Er kannte den Namen Bachhuysen schon lange vorher, als er ihn um Gastfreiheit ansprach, und es ist leicht zu begreifen, daß die Auslegung der salomonischen Prophezeihungen nur ein Vorwand war, um ihm das zu sagen, was er ihm zugebracht habe.

Kehren wir nun wieder zu dem herzerreißenden Schauspiel zurück, welches in der Hütte des Wölsejägers stattfand, nachdem Alexis Gollovin aus dem Munde des Kaisers vernommen hatte, daß sein Sohn Swan noch nicht angekommen.

Einige Minuten lang war der unglückliche Vater alles Gefühles beraubt, jedoch durch die Sorgfalt des Kaisers kehrte er allmählich zum Bewußtsein zurück. Er vergoß Thränen und mit zitternder Stimme, die das Herz Aller durchbohrte, welche ihn begleitet hatten, rief er zuweilen aus:

— „Wo ist mein Sohn? — Was mag ihm überkommen sein? — Gott! mein Gott! gib mir meinen Sohn wieder“ . . . .

— „Beruhige Dich, Prinz!“ sagte Peter; es wird ihm kein Unfall zugestoßen sein; er ist in guten Händen; sein Führer ist ein zuverlässiger und ergebener Freund der alles Vertrauens würdig ist. Um aber deine unerklärliche Angst zu beschwichtigen, wollen wir gehen, ihn aufzusuchen, um zu erfahren, was die Ursache dieser Verzögerung ist.“

Der Wunsch des Czaren war ein Befehl für Alle, welche das Gefolge Gollovins ausmachten; zu diesen gesellten sich noch General Lefort und der Rath Bonizin. Man beeilte sich, einige Fackeln anzuzünden, und Alle von Peter's Vorbild beseelt, eilten hinaus und schlugen die Richtung nach dem Walde ein, welcher in einen dicken Nebel gehüllt war.

Bald sah man den rothen Schein des Feuers in den bereiften Zweigen der Bäume, und das Echo wiederholte das Geschrei der Russen, die dadurch den armen Verirrten ankündigen wollten, daß sie hinausgegangen waren, sie zu suchen.

Das Gefolge des Kaisers hatte sich vertheilt und nach allen Richtungen in den Wald zerstreut; doch bald war es wieder zusammen, ohne seine Versuche erfolgreich gesehen zu haben. — Man kehrte auf demselben Wege nach der Hütte zurück, den Ludolf und Swan eingeschlagen hatten. Fürst Gollovin war niedergeschlagen; er seufzte tief, und verzweifelnd die Hände ringend, sandte er bisweilen thränenvolle Blicke zum Himmel.

O Wunder! in einiger Entfernung bemerkte man im Schnee Fußspuren. Dieses schwache Zeichen ließ einigermaßen die Hoffnung in der

Seele des Bojaren wieder aufleben, und er beorderte die Genossen, sogleich ihre Nachforschungen mit neuem Eifer fortzusetzen.

Ein neuer Schlag traf ihn: das Geheul eines Wolfes klang ihm aus der Ferne entgegen und auf einigen Stellen sah man den Schnee durch die Pfoten dieser Alles verschlingenden Thiere aufgescharrt. Dies versetzte ihn in grauenvolle Gedanken. Jeder hatte dieselben Befürchtungen im Herzen; Niemand ließ sie aber über seine Lippen kommen. Bei genauerer Untersuchung sah man die Eindrücke der Pfoten der Wölfe, welche den Fußspuren der Beiden gefolgt zu sein schienen.

Gollovin verlor nun allen Muth. Seine Haare stiegen zu Berge; sein Blut erstarre in seinen Adern; er stieß ein Geschrei der Verzweiflung und des Schmerzes aus, und bleich, wie ein Todter, wankte er fort, fast gelähmt von dem großen Schrecken, und er beobachtete jedes Zeichen auf dem Boden sorgfältig, um aus diesem stummen Buche das Geschick seines unglücklichen Sohnes zu lesen.

Das wilde Thier schien geraume Zeit den beiden Vermißten gefolgt zu sein. Aber eine Strecke weiter standen die menschlichen Fußtritte weiter auseinander — aber auch ebenso die grauenregenden Eindrücke der Pfoten. Der Begleiter und das Kind hatten ohne Zweifel den Feind bemerkt und die Flucht nehmen wollen.

An dem Seitenwege eines Hügels, auf dessen Höhe und Halbe hundertjährige Tannenbäume ihre Zweige ineinander schlangen, fand man die Börse Ludolfs und das Pelzkäppchen von Swan. Dabei sah man den Schnee aufgescharrt, was hinlänglich bewies, daß ein Ringen stattgehabt hatte. Man gewahrte auch große Flecken in dem Schnee.

„Gott! mein Gott!“ rief da der Bojar aus, „das ist das Blut meines Sohnes. Warum bin ich auch nicht mit auf den Weg gegangen, um ihn gegen Zufälle zu beschützen!“

Man ging weiter, und man sah auf verschiedenen Stellen dieselben blutigen Zeichen auf dem Boden. Die Mannen alle standen da, wie vom Blitze gerührt. Der verzweifelte Vater und die Liebe, welche alle zu dem jungen Swan empfanden, erfüllten Aller Herzen mit Angst, und sie konnten die schreckliche Ungewißheit, worin sie sich befanden, fast nicht mehr ertragen.

Gollovin wankte über das Schneefeld dahin, das Haupt auf der Brust geneigt, bis er endlich dem allzu großen Schmerze erlag und nicht mehr im Stande war, auch nur einen Schritt zu thun.

Als seine tiefergriffenen Diener ihm alle Hülfe boten, die sie ihm nur gewähren konnten, ertönte ein schmerzhafter Schrei durch das Gebüsch, und alsbald stürzten die Russen darauf zu.

Der Kaiser lag auf einem Knie in dem Schnee und vor ihm ein bluttriefender Mensch, der leblos zu sein schien.

Es war Rudolf, der noch als Beweis seines Muthes, einen Wolf, den er erwürgt hatte, in seinen kräftigen Armen hielt. Der Jüngling war mit Blut bedeckt; seine Hände und sein Angesicht waren damit besudelt, und die Kälte hatte das Blut, das aus den Wunden geflossen war, auf seinem bleichen Antlitze getrocknet. Der Schmerz des Kaisers war in diesem Momente mehr ausgeprägt, als man es hat denken dürfen; sein Angesicht war bleich und entstellt, und einige Thränen glitten über seine Wangen. Er hob den Jungen, der noch einen schwachen Athemzug vernehmen ließ, auf. Dieser schmerzhafteste Ton deutete wenigstens an, daß er noch nicht ganz seiner edelmüthigen Freundschaft entzogen sei. Peter wusch und verband die Wunden, welche glücklicher Weise tief, aber nicht lebensgefährlich waren.

Endlich schlug Rudolf die Augen auf und mit kaum vernehmbarer Stimme sagte er, indem er zugleich seinen Arm erhob:

„Das Kind ist dort — dort in dem hohlen Baume!“

Ein allgemeiner Hurrahruf folgte diesen Worten und erklang durch den ganzen Busch, da es durch die tausendfachen Echo's wiederhallte.

Ein schwacher Schrei eines Kindes erhob sich in der Halde — und bald entdeckte man Iwan, der auf einer ziemlichen Höhe in dem ausgehöhlten Stamme geborgen war.

Gollovin preßte sein Kind im Uebermaße des Glückes an sein Herz — das Kind, welches seine ganze Liebe war und welches er sich entrisßen glaubte.

Als die kleine Schaar sich darauf wieder in der niedrigen Hütte des Wölfejägers eingesunden hatte, und der brave Backhuysen wieder zu sich gekommen war, fragte der Maler den Fürsten Gollovin, der nicht aufhörte, ihm alle Beweise der Freundschaft und der Dankbarkeit an den Tag zu legen, warum er so viele Leute zu so später Stunde vor seiner Hütte höre.

„Das ist darum, weil unser Herr diese Gegenden so verlassen will, wie er gekommen ist, das heißt unbekannt. Er scheint nicht begierig auf die Ansprachen Eurer Bürgermeister zu sein, und er wünscht Nichts lieber, als sich dieser Ehrenbezeugung entziehen zu können, die man ihm sicherlich beweisen würde, wenn man ihn kannte.“

Der Maler raffte alle Kräfte seines Geistes zusammen und sagte:

„Aber um's Himmels willen, wovon spricht Ihr denn?“

— „Von Czars Peter, dem Großen, Kaiser von Rußland! . . .“

„Von dem verirrtten Reisenden, sagte Peter selbst, der sich der Lagerstätte des Malers näherte; von dem lästigen Besucher, dem du so wohlwollend die Gastfreundschaft geboten hast . . .“

„Und den ich mich unterfangen habe, für einen Narren zu halten,“ ließ der Jüngling darauf folgen.

„Und was denkst du nun darüber?“ fragte der Kaiser lächelnd.

„Ich denke, Sire, daß man sich nicht täuschen wird, wenn man sagt, daß Ihr ein großer Fürst werdet.“

„Und ich, antwortete Peter, „habe ich mich getäuscht, als ich vorher sagte, daß du der erste Maler eines Fürsten werden würdest?“

Und nach diesen Worten drückte er die Hand des Malers, und indem er einen Blick zum Abschiedsgruße in die Hütte warf, verließ er dieselbe.

Bald war der Hügel verlassen. Bei dem Aufsteigen des Morgenlichtes sah man eine Anzahl Wagen, die auf dem großen Wege hielten.

Drei Personen gingen nach einem der prächtigsten Wagen. Als Ludolf sich dazu anschickte, um in den Wagen zu steigen, ergriff ihn ein Offizier von dem Gefolge des Kaisers barsch beim Arme und fragte ihn zornig: „Wer bist du? Weißt du, was du thust?“

— „Der Maler Ludolf Backhuysen,“ sagte mit stolzem Selbstgefühl der arme Künstler.

— „Der Freund des Kaisers!“ fügte Peter der Große hinzu.

Und in ungestümtem Laufe führten die Pferde den großen Maler nach dem Norden, um dort durch seine erhabene Kunst zur Bildung und Beredelung des Volkes beizutragen. —

Carl Arenz.



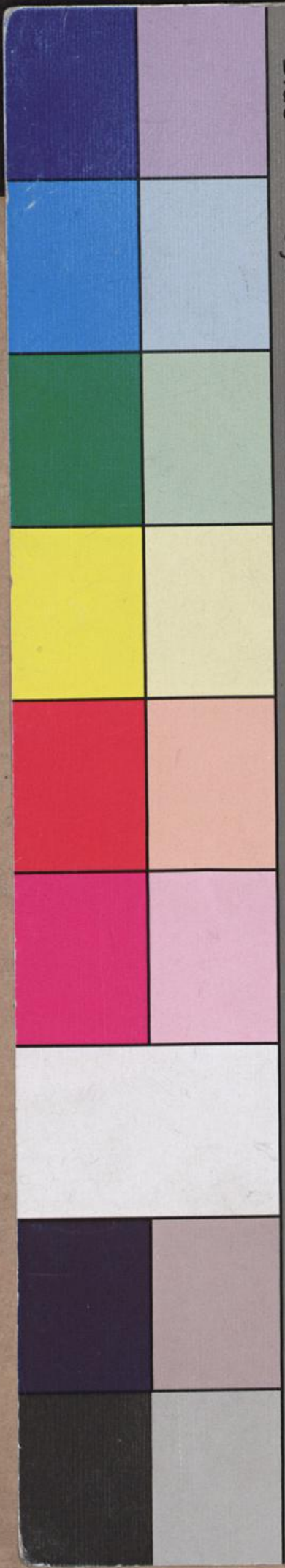
Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

# Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



1745  
04

1745

20